

# Neuere Schweizer Literatur (Roman und Novelle)

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wissen und Verstehen sich zur Sache. Der selbe tiefe und ruhige Atem des geschulten Stils geht durch alle Aufsätze hindurch. Seine natürliche Einfachheit, die eine wahre Kunst ist, leitete das streng überdachte Schreiben. Freilich den Schmuck gern benützter Ausruffsätze fügte der Dichter Marti bei, der Schönheit und Stimmung in Freude auszuschlürfen vermochte.

Ein Zeitungsfeuilleton kann sich nicht erschöpfend gebärden. Fritz Marti hat das seinige möglichst allseitig ausgefüllt. Erzieherisch wollte er vor allem sein. So sind die Schweizer! Er hoffte und glaubte noch, daß die Bildungsfähigkeit des Volkes ausdehnbar sei. Denn er vertraute seinem Volke. Außerdem hatte er selbst die Schule des Lebens und des Leidens durchlaufen. Da gerieten ihm die meisten seiner Feuilletons zu vollstümlichen Aufsätzen, die von sorgsam gesuchten Ueberschriften anziehend bezeichnet wurden. Für Politik und Schule, für Wohlfahrt und Poesie des geliebten Vaterlandes konnte er in tiefste Gründe greifen, die Schäden berühren, auf Hebungsmittel hinweisen. Dabei brauchte er nicht zu poltern oder pfeilspizig zu spotten, seine mahnenden Worte waren ebenso vornehm, innerlich überzeugt und warmblütig genug wie seine männliche Ablehnung des Unedeln knapp und unbeugsam. Gleich hier genießt man durch seine Essays Ueberraschungen. Man achte darauf: ein einzig belichtendes Wort zerfchligt manchmal den ruhig wellenden Vorhang vor unserer satten Welt.

Nicht umsonst liebte Fritz Marti Versenkung in die Natur, suchte er allenthalben die innerste Psyche auf. Der Vielbelesene vertiefte sich stets, sodaß er ent-



May Brad, Swatt bei Thun.

Frauenbildnis.

deckte, wo Edelsteine glänzten und wo verächtliche Glasplitter stachen. Sein literarisches Urtheil schätzte man als gewichtig und überaus fein. Ach, er wußte ja um „das Elend der Kritik“, die mit soundsowiel Schwulst beladen einhersteltzt. Deswegen faßte er seinen Kritikerberuf so erhaben im Geiste, zog er den Ring so eng in der Auslese des Besten. Und am Ende hat dieses „undankbare Geschäft der Kritik“, das er doch mit einem Lächeln übte, uns seine zarten, wahren, leidenschaftlich gerechten Wertmaße gebracht, die bestehen bleiben.

Diesen Fritz Marti enthüllt sein Denkmalsbuch auf jeder Seite. Der Band kann ein Volksbuch werden, sobald er nur zur Hand genommen wird. Und Fritz Marti ist und bleibt beim Schweizervolke unvergessen über das Grab hinaus.

Olga Amberger, Zürich.\*

## Neuere Schweizer Literatur (Roman und Novelle) II.

Zwei Bücher von Frauen für Frauen seien hier zunächst kurz besprochen. Lisa Wengers Roman „Der Rosenhof“<sup>1)</sup> und Marie Steinbuchs Erzählung „Eva Torring“<sup>2)</sup>. Eine gewisse Verwandtschaft besteht zwischen den beiden hübschen und fesselnden Geschichten, nicht nur darin, daß sie von edeln Frauenseelen und deren innern Kämpfen erzählen, sondern

<sup>1)</sup> Berlin, August Scherl (d. S.). — <sup>2)</sup> Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1916.

auch darin, daß sie, obwohl an der Grenze der guten Unterhaltungsliteratur stehend, weder Tendenzwerke sind, noch die Lebenswahrheit irgendwie verletzen. Als Weihnachtsgeschenke für erwachsene junge Mädchen sind beide Werke sehr geeignet. Lisa Wenger erzählt uns eine ereignisreiche Familiengeschichte, aus der wir viel Lebensklugheit, Herzengüte, verstehendes Mitfühlen und gesundes ethisches Empfinden, aber auch viel Enges in der Lebensanschauung,

viel Standesvorurteile kennen lernen, wie sie damals, als der Onkel Schwendt mit seiner faltnüchternen Gattin Ursula auf dem „Rosenhof“ lebte und man zwischen Basel und Bern mit der Post verkehrte, noch vorkamen. Im Mittelpunkt der Erzählung steht Susanna, die Pflgetochter der Familie Schwendt und gelehrige Schülerin der Tante Ursula. Sie erlebt um ihrer innern Kälte willen schweres Mißgeschick in der Liebe, hat tiefe innere Konflikte auszukämpfen, bis sie endlich für den wackern treuen Bernhard König aus dem Pfarrhaus von Bergeln wirklich die hingebungsvolle Liebe empfinden kann, die beiden zum Glück wird. Die zwei Pfarrhäuser (neben dem in Bergeln, wo Susannas Schwester, das sonnige Klärchen, mit den Pfarrkindern aufwächst, dasjenige in Turnach, wo mit soviel christlicher Liebe arme Krüppel des Lebens gepflegt werden) sowie der aristokratische „Rosenhof“ sind trefflich gezeichnet. Der Aufenthalt des französischen Offiziers de Clermont, der bei Susanna die innere Wandlung zur Folge hat, ist gut gesehen, und der schiffbrüchige Vater der zwei Pflegekinder, der schließlich aus Amerika zurückkehrt, wohin man ihn nach der Verbüßung einer Strafe speditiert hatte, ist neben der Heldin Susanna wohl eine der besten Gestalten des Buches, das gewandt geschrieben ist, da und dort vielleicht noch der stilistischen Feile bedürft hätte und ein wenig in den Geleisen des altväterischen Familienromans wandelt, indem es von den innern Wandlungen etwas viel erzählt, sie aber nicht überall mit der innern Notwendigkeit vor sich gehen läßt, die uns das Gefühl aufzwingt, daß es gar nicht anders hätte kommen können. Aber dem steht gegenüber, daß wir nirgends auf unlebendige Gestalten stoßen und daß der ethische Gehalt, den eine lebenskluge, helllichtige Frau dem Buche geben, klar und lebendig ans Licht tritt, uns überall ein feines Verstehen der Frauenseele entgegenleuchtet und ein gesunder, lebensbejahender Geist über dem liebenswürdigen Werke liegt.

Auch Marie Steinbuchs Roman verdient vor allem das Epitheton „liebenswürdig“, und der Verlag hat ihn als Geschenkbuch so sorgfältig und fein ausgestattet, daß er schon äußerlich eine erfreuliche Figur macht. Auch dieses Buch erzählt die Geschichte einer edelgearteten Frauennatur, Eva Torrings, die jung und mutterlos in das weltabgeschiedene Dörflein Marzell kommt, wo sie schwere innere Konflikte erlebt, diese mit reiner Seele durchkämpft, tapfer und stark zwischen zwei Männern, die beide ihr Herz nicht unberührt lassen, die Wahl trifft, um dann nach dem Heldentode ihres Verlobten schließlich dem die Hand zu reichen, der zurücktreten mußte. Vornehme, liebenswerte Menschen lernen wir kennen; wir bewegen uns in wahr-

haft sonntäglichen Gefilden des Lebens, die bei aller Natürlichkeit der Darstellung fast zu sonntäglich anmuten könnten; aber da ist das Häuschen am Platz, sind die zwei Pfarrhäuser im Dorf so lebenswarm gezeichnet, der alte Pfarrer und die kleine Esther, der gegenüber Eva mütterliche Gefühle empfindet, dann die zwei Männer besonders, der Pfarrer Viezius und der edle Wolf, der, da er in den Krieg zieht, an seinem selbstlosen Freund eine Dankespflicht erfüllt, die nicht viele erfüllen würden — die großdenkende und -fühlende Professorin, groß auch im Schmerz um den im Kriege gefallenen Sohn, alles Gestalten, die sich dem empfänglichen Gemüt einprägen müssen. Nicht ein bedeutendes Kunstwerk legt uns Marie Steinbuch vor; es ist aber eines jener Bücher, die trotz literarischen Mängeln um ihres innern Gehaltes willen ansprechen und fesseln; seine Bedeutung als Lektüre für die weibliche Jugend liegt in dem Grundgedanken, der etwa lautet, „daß eine Frau umso höher steht, je mehr Mütterlichkeit in ihr lebt“.

Drei Bücher von ausgesprochenen Heimatdichtern liegen vor mir; denn welcher Dichter darf berechtigtern Anspruch auf diesen Titel erheben als der Erzähler in der Mundart? Zunächst einmal der stärkste: Rudolf von Tavel. Sein neuestes Werk „Die heilige Flamme“<sup>3)</sup> gehört nach meinem Dafürhalten neben den Büchern von Federer, Huggenberger und Jlg zu den Saisonbüchern im besten Sinne des Wortes, d. h. zum Bedeutendsten, was die deutsche Schweiz heuer auf literarischem Boden hervorgebracht hat, und ist ein sprechendes Zeugnis von der überaus erfreulichen Entwicklung, die unser Schrifttum trotz — nein: gerade infolge — des Krieges in den letzten Jahren genommen hat. Wir kennen Tavel als virtuosen Meister der Berner Mundarterzählung, schätzen ihn hoch als echten Dichter von starker Gestaltungskraft, sittlichem Wollen und einem Ideenreichtum, der seinen Werken stets einen persönlichen Stempel aufdrückte. Heute überrascht er uns mit einem Werk in der deutschen Literatursprache, aber beileibe nicht etwa in einem „flüssig-elegantem“ Stil: nach der Art seines Landsmannes Bizius läßt uns der Dichter keinen Augenblick vergessen, daß er ein Bernbieter ist, und mischt mit bewundernswertem Sprachgefühl Dialektausdrücke unter die schriftdeutschen Sätze, sodaß eine saft- und kraftvolle Prosa entsteht, die uns gar nicht hart anmutet, wie Tavel befürchtet, sondern natürlich und echt, gleich der Sprache, wie sie Gotthelf in den schönsten Partien seiner besten Erzählungen zu schreiben verstanden. Ja, auf den ersten Blick könnte man glauben, ein Buch des be-

<sup>3)</sup> Eine Erzählung aus dem Bernerland. Bern, A. Franke, 1916.



Esther Mengold, Basel.

Mädchenbildnis.  
Phot. August Höflinger, Basel.



rühmten Pfarrherrn von Lühelflüh vor sich zu haben, nur ohne dessen Sorglosigkeit in Stil und Komposition, bis man dann zur Erkenntnis gelangt, daß dieser neuere Dichter eben nur deshalb soviel Verwandtschaft mit jenem aufweist, weil beider Denken und Fühlen so absolut bernisch (und damit schweizerisch) ist, daß sie wie wenige im Mutterboden der Mundart wurzeln und dadurch besonders begabt sind, aus ihm die kräftig-herbe Würze ihrer Sprache zu ziehen. Wohl mag in erster Linie der Wunsch, mit diesem Buche auch auf die Kreise zu wirken, für die ein Dialektwerk nicht immer leicht lesbar ist, Tavel zur Wahl des Schriftdeutschen veranlaßt haben; aber vielleicht ist es doch auch das Gefühl, daß die Mundart den hohen Ideen, die hier verkörpert werden, nicht restlos zum Ausdruck verhelfen könne. Sicher aber ist, daß das kernhaft-schweizerische Fühlen und Denken, das uns in Federers „Mäteli-seppi“ in urschweizerischer Nuance, in Hugenbergers und Paul Jgs neuesten Werken in der Färbung des Bauernlandes und der Industrieorte der Ostschweiz entgegentritt, bei Tavel in urdiger Berner Schattierung unverfälscht und markig zum Ausdruck kommt, charaktervoll und stark, tief und reich, wie nur ein eng mit dem Volkstum, dem er entsprossen, verwachsener Dichter es auszudrücken vermag. Was wir beim Konflikt der zwei Familien der Brüder Tellenbach, Christians im Straubenweidhose und des Großrats Fritz auf Saarbühl, vor und nach Ausbruch des Weltkrieges erleben, den Kampf zwischen alter und neuer Zeit, zwischen engherzigen Sonderinteressen und Gemein Sinn, zwischen gutem, aufrichtigem Wollen zum Wohl der andern und den Bestrebungen enger Konventikel, im privaten und öffentlichen Leben — das ist so scharf gesehen, so wahr und bei aller bernischen Lokalfärbung so gemeinschweizerisch und allgemein-menschlich, daß wir die dichterische Gestaltungskraft und Beobachtungsgabe Tavels mit wachsender Bewunderung aufrichtig anerkennen müssen. Was für lebendige Gestalten sind die zwei ungleichen Brüder, wie echt im Guten und Schlimmen ihre Frauen, was für ein prächtiges Meitschi das Stiefkind der Marilisi auf Straubenweid, das Züseli, das schließlich den Hans Tellenbach im Saarbühl so tapfer in die Schuhe stellt, unterstützt vom wackern „Evangelisten“ Fridli, was für ein Meisterstück ist die Darstellung des Brandes in Straubenweid, den der geistesverwirrte Christian gelegt hat — echt Gotthelfisch, möchte man sagen — und die Zentralstelle bäuerlicher Politik beim Krämer, die Gebundenheit der Volksvertreter im Rat durch allerhand Rücksichten — das alles ist so absolut wahr, daß es mutatis mutandis jedem schweizerischen Kantonsrat widerfahren könnte. Fritz Tellenbach

hat es auch nicht leicht, wiewohl Christians Schicksal schwerer ist, bis er zur Einsicht kommt, daß ein Vaterland besitzen heiße ungebunden und ungestört für sein Volk arbeiten können, und daß, wenn alle Völker ihr Vaterland so liebten, wie es sich gehörte, sie auch das der andern achteten und man von Krieg und Kriegsgeschrei nichts zu hören bekäme. Ein dichterisch und ethisch wertvoller Volksroman, ein Werk von eminent schweizerischer Eigenart, das ist dieses Buch, das die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, die beim Ausbruch des Krieges reinigend und einigend emporloderte, durch das Symbol eines Kunstwerkes zum hellen Leuchten bringt.

In der heimeligen Mundart genießen wir dann das sonnige Jugendglück, wovon Josef Reinhart in den ganz allerliebsten Geschichten für jung und alt, „Waldvogelzunte“<sup>4)</sup>, meisterlich und herzbezwingend zu erzählen weiß. Ist das ein heiteres, behagliches Buch! Wie etwa Lienert in seinen Bubengeschichten, so weiß uns auch dieser Ewigjunge das Kinderglück und -leid lebendig und lebensecht in Erinnerung zu bringen. Nur tut er's in seinem traulichen Solothurner Dialekt. Und was für köstliche Gestalten stellt er da fest und solid vor uns hin! Schon die erste Stadtreise, wobei der Vid den Sandichlaus jagt — nämlich im Wirtshaus, während der Junge vor einem Polizisten Reißhaus nimmt, die köstlichen Schul- und Kirchnerlebnisse, der Besuch der Tante Gouvernante usw. — alles ist so lebendig und erlebt, daß man schon ein Eiszapfen sein müßte, um nicht warm zu werden bei der Lektüre, und bei aller Lustigkeit fehlt auch der Ernst nicht, und im speziellen Leben des Knaben spiegelt sich das Leben überhaupt. Wer noch selber jung ist — graue Haare tun nichts zur Sache! — möge Reinharts „Waldvogelzunte“ lesen: es wird ihm gut tun.

Wohl eine Erstlingsarbeit ist die kleine berndeutsche Erzählung von Ida Lieberherr „D's Scharnli im Myrtekrantz“<sup>5)</sup>, die schon durch die allerliebste Umschlagzeichnung Rudolf Müngers sich als Geschenkwerklein recht vorteilhaft präsentiert. Die Geschichte ist nicht gerade sehr bedeutend; aber die hübsche, einfache Erzählungsart und die lyrische Stimmung, die über dem Ganzen liegt, machen sie angenehm lesbar; sie eignet sich besonders für erwachsene junge Mädchen. Die Verfasserin handhabt die Sprache gut und besitzt das Talent, eine Stimmung rein und poetisch festzuhalten; ist die Erfindung auch nicht originell, so darf die Erzählung immerhin als ein hübscher erster Versuch freundlich begrüßt werden.

Heimatkunst? Was ist eigentlich das Besondere? Worin unterscheidet sie sich von der Kunst im allgemeinen? Mag ein Werk in

<sup>4)</sup> Bern, N. Franke, 1916. — <sup>5)</sup> Ebenda 1916.

Dialekt, mag es in der Schriftsprache erzählt sein, die ihre prägnante Würze aus der heimatischen Mundart bekommt, mögen speziell schweizerische Verhältnisse, heimische Anschauungen und Empfindungen, darin ausgedrückt werden, so ist es doch das erste Erfordernis, daß es ein Kunstwerk ist, daß wir eine Persönlichkeit darin erkennen, die dem Werk ihren Stempel aufdrückt, daß die Folgerichtigkeit des Geschehens, die Wahrheit der Gestalten und Charaktere und die innere Notwendigkeit ihres Handelns und Denkens uns fesselt, kurz, daß, was auf einem bestimmten Boden, unter bestimmten Menschen geschieht, vom allgemein menschlichen Standpunkt aus überall begriffen wird, weil es mit dem menschlichen Charakter motiviert und aus ihm heraus erklärt ist. Heimatkunst ist somit von diesem Gesichtspunkt aus sozusagen jedes Buch, das wir bis jetzt anzeigen konnten, im engsten Sinne natürlich die mundartlichen Erzählungen, die in der Volkssprache vieles auszudrücken vermögen, was die Schriftsprache nicht restlos wiedergibt, etwa das Lokalkolorit, gewisse Züge im Volkscharakter, die sich im Dialekt stets am schärfsten ausprägen. Aber sind Federer, Huggenberger, Jlg nicht im Grunde auch Heimatkünstler, sind sie nicht für unser Volkstum und die Mannigfaltigkeit in dem völkischen Empfinden und Denken typische Erscheinungen? Hat nicht Zahn, hat nicht auch Heer seinen spezifisch schweizerischen Zug? Und zwar ein jeder in seiner Art, sodaß wir bei uns in der Schweiz eigentlich von Allweltdichtern gar nicht reden können und vielleicht gerade deshalb immer neu die Aufmerksamkeit der ennetrheinschen Literaturfreunde auf uns gezogen haben. Und daß dieses spezifisch schweizerische Element nicht im Verschwinden ist, dafür bürgen uns ein paar jüngere Erzähler, deren Namen auch in dieser Zeitschrift schon unter epischen wie unter lyrischen Arbeiten standen und die im laufenden Jahr mit kleineren Sammlungen von Erzählungen und Skizzen vor die Öffentlichkeit getreten sind.

Da ist zunächst der junge Zürcher Pfarrer in Fuldera, William Wolfensberger, der unter dem Titel „Unseres Herrgotts Weinberg“<sup>6)</sup> eine solche Sammlung hat erscheinen lassen. Mit was für klaren und scharfen Augen dieser Pfarrer in die Seelen seiner Mitmenschen blickt! Wieviel persönliche, starke Eigenart in seiner Wiedergabe des Geschauten liegt! Wie reif, wie reich äußert sich in diesen den Rahmen von Skizzen noch nicht wesentlich überschreitenden Erzählungen die dichterische Persönlichkeit! Gerade zwei Duzend kurzer, besinnlicher Darstellungen umfaßt das 213 Seiten enthaltende Bändchen. Charakteristiken sind es in der Form von Erzählungen, und zwar Charakte-

ristiken von Menschen, die auf der Schattenseite des Lebens wohnen, wo es einen fröstelt, weil die erwärmenden Strahlen des Glücks, des äußern Glücks vornehmlich, nicht hingelangen, und solche gibt's im Alpenvorland, wo die Wiege des Verfassers stand, wie in den Bergen des Bündnerlandes selbst, und er hat Augen zu sehen, ein Herz, mitzufühlen und zu verstehen. Dabei ist er ein wirklicher Gestalter. Wohl hat er sicher jeden dieser trefflich in ihre Umgebung hineingestellten Menschen persönlich kennen gelernt; er weiß aber mit feiner Menschenkenntnis auch in sie hineinzuleuchten, ihre Niederlage oder ihren Sieg im tiefsten Innern zu motivieren, ohne wortreich zu werden, er hat dem Volk seine Ausdrucksweise nicht nur geschickt abgelauscht, er weiß mit ihr — so farg sie oft ist — alles Wesentliche zu sagen, und seine Sprache hat Knochen und Mark darin. Auch wo er die religiösen Gefühle und Bedürfnisse seiner Helden und Nichthelden andeutet, sagt er alles, ohne je pfarrherrlich-wortreich zu werden, läßt uns selber das Notwendige ergänzen, und gerade, weil er nirgends mit schönen Landschaftsbildungen die weise Dekonomie der Erzählung stört, wirken die Darstellungen der Natur und der Elementarereignisse unmittelbar und stark; denn sie finden sich stets da, wo sie nötig sind. Kurz, Wolfensberger hat das Zeug zu einem Erzähler, der aus dem reichen Born des Volkslebens schöpft, und die Gabe des Künstlers, der die Sprache zu handhaben versteht und schöne Hoffnungen erweckt auf die Zeit, da er sich der Kunstform der Novelle oder des Romans gewachsen fühlt.

Der zweite in dieser Reihe, ein Berner, heißt Ulrich Amstutz, und sein Bändchen trägt den Titel „Hintergaßleute. Im Kriegsjahr 1914“<sup>7)</sup>. Auch er hat für die Schwachen und Leidenden ein warm empfindendes Herz, und auch für ihn gilt das, was wir oben sagten: das Bändchen enthalte Charakteristiken in künstlerischer Form. Das Gemeinsame der drei Novellen dieses Büchleins ist, daß der Krieg ein Menschenschicksal entscheidet. Bei den Leuten im Wylerhaus in der Erzählung „Der Schweizerdeutsche“ ist es ein Erleiden und Dulden, weil der Sohn in den Krieg zieht und fällt und der Vater zulezt an der Ungewißheit, ob er im Recht gewesen, ihn, den Jüngsten, noch dazu veranlaßt zu haben, zusammenbricht. Auch in der zweiten Erzählung „Andres Wegmüllers Heimkehr“ ist der Vater ein Ausländer; aber er hat nicht bei St. Privat mitgefochten, die Tradition fehlt, und der Sohn ist Schweizer geworden und kehrt aus der Fremde zurück, wohin er als junger Unband einst entflohen ist, um an die Grenze zu gehen und seine Pflicht als Schweizer zu erfüllen; zugleich aber erfüllt er

<sup>6)</sup> Heilbrom, Eug. Salzer, 1916.

<sup>7)</sup> Anspruchlosse Geschichten. Zürich, Drell Füßli, 1916.

auch eine persönliche Pflicht und gibt seinem Kind und dessen Mutter den ehrlichen Namen, der ihnen zukommt. In der letzten, wohl der psychologisch feinsten Erzählung führt der Grenzdienst ein Ehepaar, Fritz Ambühl und Frau Ruth, eigentlich erst zusammen; beide müssen schwere, trübe Enttäuschungen erleben, er an der kühlen, mimosenhaften Natur seiner dunkelhaarigen schönen Frau, sie an der überschäumenden Lebenslust ihres warmblütigen Mannes, der, weil ihm zu Hause die Wärme, deren er bedarf, fehlt, sich jetzt als flotter Kavallerist an der Grenze schadlos hält — und wie sie sich finden, das ist so wirklich und wahr erzählt, daß es nicht einmal des Tramtunglücks und der zufälligen Dazwischenkunft Fritzens bedurft hätte, um es uns glaubhaft zu machen. Dabei atmet die Sprache Amstutz' den kernigen Erdgeruch der Heimat, die Bereicherung durch mundartliche Anleihen geschieht in glücklicher Weise und stets am rechten Ort, und das Büchlein dürfte unter den literarischen Erzeugnissen, die der Krieg angeregt hat, mit zu den besten und erfreulichsten gehören. Auch Amstutz' weitere Entwicklung erhebt Anspruch auf unser Interesse.

Der dritte dieser vielversprechenden Eidgenossen und wahrlich nicht der letzte ist Hans Kaegi, dessen zehn kurze Erzählungen und Skizzen unter dem Titel „Frühmahd“<sup>8)</sup> erschienen sind und sich schon durch diese Ueberschrift als Erstlingsgaben eines jungen Dichters kennzeichnen. Eine echt poetische Luft weht uns aus diesen ganz reizenden und lebenswahren Erzählungen entgegen. Hübsche, selbsterlebte Erinnerungsbilder und einige liebevoll gezeichnete Charakterstudien über seltsame Käuze

<sup>8)</sup> Skizzen und kleine Erzählungen. Zürich, Drell Füßli, 1916.

— unwillkürlich fällt einem der Name Wilhelm Raabes ein — enthält dies Büchlein. Nur einmal, in der letzten und keineswegs besten Skizze, opfert auch Kaegi der furchtbaren Gegenwart; sonst sind diese Säckelchen völlig zeitlos und nur, weil sie dem Leben selbst entnommen sind, von lebendiger Gegenwartigkeit. Da erzählt der Dichter u. a. in „Gritli“ von einem kurzen Besuch des Gymnasiasten Hans bei den Wettersleuten im Rutental. Grausam fahren der Tod eines Nachbarn und der streng auf Gebräuche und Sitten haltende Wetter in eine rasch aufblitzende Knabenliebe. Ein kurzes Glück findet seinen jähen Schluß — das ist alles. Aber wie er das erlebte, wie Pflichtgefühl und Neigung in dem Jungen den ungleichen Kampf austrugen, ist so fein und liebevoll gezeichnet, in einer Sprache, deren wohlabgewogener Rhythmus zum Gehalt so trefflich paßt, daß es jeder, der seine eigenen Jugenderlebnisse nicht ganz vergaß, miterleben muß. Und der Buchhändler „Ginsterlein“, der um seiner Liebe zu den Büchern und des allzu guten Herzens willen zum Spott der Gasse wird, oder der „Wettershang“, dem die Zufriedenheit in all seiner Armseligkeit den Weg zum innern Glück zeigt, was für trefflich gezeichnete Typen sind diese zwei wunderlichen Menschen, wie wahr und echt gesehen! Und trefflich weiß uns Kaegi in der kurzen Erzählung „Firstwein“, ohne der Wirklichkeitstreue Gewalt anzutun, darzustellen, wie Bauernschlauheit und -verschlagenheit ihre Sühne finden. Das alles ist in bodenständiger, sorgfältig gefeilter und wohlabgewogener Sprache erzählt, verrät neben einem starken Talent gewissenhafte Arbeit, und darin liegt eine Gewähr, daß Hans Kaegi das in diesen Bändchen abgelegte Versprechen zu halten gewillt ist.

## Carona \*).

Mit neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wer von Melide aus den romantischen steil ansteigenden Weg am Südhang des San Salvatore unter die Füße nimmt, der steht nach etwa halbstündiger Wanderung unerwartet auf dem Sattel zwischen dem obengenannten Gipfel und dem Monte Arbestora, mitten in dem alten heimeligen Städtchen Carona, das mit seinen winkligen Gassen und säulengeschmückten Höfen und Loggien in uns die Erinnerung an schöne mittelalterliche italienische Städte weckt, so, wie wir sie aus den Beschreibungen zeitgenössischer Dichter kennen und wie sie zum Teil heute noch in Ueberresten erhalten sind; wir

denken an Ravenna, Padua u. a. m. Carona, das heute fernab von jedem Verkehr liegt, hat der Welt eine Reihe bekannter und unbekannter Künstler geschenkt, deren Werke kurz zu würdigen Zweck nachstehender Zeilen sein soll.

### Die Pfarrkirche.

Sie erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe am nordöstlichen Ende des Dorfes. Die erste, schon großartig angelegte Konstruktion des Schiffes ist romanischen Stils, ebenso die sich darüber wölbende Kuppel. Der hohe Turm mit seinen

<sup>\*</sup>) Vgl. Dr. Casella, La Svizzera italiana nell'arte e nella natura (Lugano).